

6. Historiografie und Geschichtskultur im Wechselspiel

Das 19. Jahrhundert gilt in Europa als das Jahrhundert der Geschichte. Das traf ganz besonders für Deutschland und Frankreich zu. Sowohl auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung als auch hinsichtlich des Verhältnisses von Geschichte, Gesellschaft, Kultur und Politik sind die Verflechtungen zwischen beiden Ländern besonders eng und intensiv gewesen.

Die Bedeutung der Geschichte für Frankreich und die deutschen Staaten hing natürlich mit der Aufwertung der Vergangenheit bei der Konstruktion der Nation zusammen, aber sie verwies auch auf einen allgemeinen Wandel in der Einstellung zu Wissen und Kultur. Reinhart Koselleck hat überzeugend gezeigt, dass diese veränderte Haltung zur geschichtlichen Dimension menschlichen Lebens und Handelns mit der kollektiven Erfahrung der Französischen Revolution zusammenhing. Der Lauf der Ereignisse war unvorhersehbar geworden. Das zwang die Zeitgenossen, ein neues Verständnis historischer Zusammenhänge zu entwickeln. Die neue Gegenwart ließ sich nicht mehr mit einer zyklischen Geschichtsvorstellung vereinbaren, sie erforderte eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Koselleck hat dafür das Konzept der „Sattelzeit“ entwickelt: Nach der Französischen Revolution befand man sich im Umgang mit der Geschichte auf der anderen Seite des Gebirgs- beziehungsweise Pferderückens¹. Eine der Konsequenzen war die Begründung einer neuen, sich als Wissenschaft definierenden Geschichte. Aus dem Plural der früheren, von der Historie produzierten Geschichten wurde der neue Kollektivsingular „Geschichte“². Eine zweite, auf der Makroebene angesiedelte Folge war die breite, alle Gebiete umfassende Historisierung des Wissens, die sich über das ganze Jahrhundert erstreckte. Religion, Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Recht, Kunst, Literatur, Sprache, Musik, Philosophie – all dies und noch vieles mehr wurde in historische Entwicklungen eingebracht, welche die alten normativen Setzungen relativierten. Dieser Historisierungsprozess mündete Ende des Jahrhunderts in die erkenntnistheoretischen Probleme, die man, von Nietzsche schon 1874 in der zweiten „unzeitgemäßen Betrachtung“ polemisch vorformuliert, als Krise des Historismus bezeichnete³.

1 ESCUDIER 2020 [154], mit den entsprechenden Literaturverweisen.

2 KOSELLECK 1975 [799].

3 OEXLE 1996 [173].

Scheinbare Gegensätze

In diesem Konstitutionsprozess kam den deutsch-französischen Spiegelungen eine besondere Bedeutung zu. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichtswissenschaft. In der Historiografiegeschichte hat man für den Beginn des 19. Jahrhunderts oft eine Art deutsch-französische Opposition konstruiert. Während Ranke und Niebuhr den aufkommenden historischen Roman als unseriös ablehnten und ihm jede Bedeutung für die Wissenschaft absprachen, haben sich zur selben Zeit Augustin Thierry, François Mignet und die sogenannten „romantischen“ Geschichtsschreiber auf den schottischen Dichter und Schriftsteller Walter Scott berufen und ihm eine tiefe Einsicht in die historischen Zusammenhänge zugesprochen. So haben sich in Deutschland eine wissenschaftliche, quellenkritisch argumentierende und in Frankreich eine literarisch getönte Geschichtsschreibung etabliert, für die auf der einen Seite exemplarisch Ranke und auf der anderen Michelet stehen könnten. Die Dinge lagen freilich erheblich komplizierter und können hier nicht im Einzelnen entrollt werden. Ein wesentlicher Punkt betraf die politische Färbung der Historiker. Während der Restauration und der Julimonarchie vertraten Adolphe Thiers, Mignet und François Guizot liberale Positionen, in den 1840er-Jahren Michelet und Quinet sogar gemäßigt republikanische. Ranke, Niebuhr, Raumer und Droysen hingegen beanspruchten als Wissenschaftler Überparteilichkeit, waren politisch aber eher (bei Droysen mit Einschränkungen) im konservativen Lager anzusiedeln. Bedeutende liberale deutsche Historiker der damaligen Zeit wie Georg Gottfried Gervinus wurden in derartigen Gegenüberstellungen nicht berücksichtigt. Auf der anderen Seite wurden in Frankreich die liberalen, republikanischen und romantischen Historiker in den 1860er-Jahren von den konservativen katholischen Historikern, die sich um die „Revue des questions historiques“ geschart hatten, als unwissenschaftliche Literaten abqualifiziert, die nicht quellenkritisch gearbeitet hätten⁴. Gegen sie formierte sich Ende der 1860er-Jahre eine neue Generation von jungen Historikern wie Gabriel Monod und Ernest Lavisse, die deutsche Universitäten besuchten und sich mit der dortigen Geschichtswissenschaft auseinandersetzten. Auf sie wird weiter unten noch zurückzukommen sein. Schließlich ist zu vermerken, dass Historiker in Frankreich öfter wichtige Regierungsfunktionen ausübten, etwa Guizot, Thiers oder Abel-François Villemain während der Julimonarchie oder später Victor Duruy im Zweiten Kaiserreich. Gervinus, Raumer, Droysen, C. F. Wurm und Dahlmann waren ihrerseits Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, aber nie in der Exekutive tätig. Doch der Nexus von Politik und Geschichte war hier wie dort ein entscheidender Faktor der Entwicklung.

Ein weiterer Punkt betraf das öffentliche Echo auf die Arbeiten der Historiker, und damit unter anderem ihre Stellung auf dem Buchmarkt. Die zehnbändige Revolutionsgeschichte von Adolphe Thiers war einer der größten Verkaufserfolge

4 CARBONNEL 1976 [775].

der Buchgeschichte um 1830⁵ und brachte ihrem Autor 1834 die Aufnahme in die Académie française⁶. Auch Michelets Klassiker, die ab 1833 erscheinende „Histoire de France“, erreichte hohe Auflagen. Daran kann man unter anderem ablesen, welche Rolle die literarische Qualität der Geschichtsschreibung spielte und dass das Genre in Frankreich eher in die Gattung der Literatur als in die der Wissenschaft gehörte. Umgekehrt blieben die buchhändlerischen Erfolge der deutschen Historiker begrenzt. Gervinus' fünfbandige „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ erzielte in zehn Jahren drei Auflagen. Raumers „Hohenstaufen“ und Rankes „Römische Päpste“ verkauften sich in einem ähnlichen Rhythmus, wobei die Auflagenzahlen selbst erheblich niedriger lagen als bei den französischen Historikern. Selbst Mommsens „Römischer Geschichte“, für die er später den Nobelpreis für Literatur erhielt, war in den ersten Jahrzehnten nach ihrem Erscheinen (1854–1856⁷) kein großer Verkaufserfolg beschieden.

Diese klassischen Gegenüberstellungen französischer und deutscher unterschiedlicher Situationen sind indessen starke Vereinfachungen, die den überaus zahlreichen Verflechtungen der jeweiligen Entwicklung nicht Rechnung tragen. Generell lässt sich sagen, dass das Interesse der Historiker für die Kollegen im jeweils anderen Land schon seit Ende des 18. Jahrhunderts beachtlich war. Für die Richtung von Frankreich nach Deutschland galt dies sowieso seit den Auseinandersetzungen um Bossuet und Voltaire, die für die Ausbildung der Göttinger Schule um August Schlözer und Johann Christoph Gatterer richtungsweisend waren. Danach fanden die Werke von Guizot, Thiers und Mignet ein lebhaftes Echo. Aber auch in Frankreich nahm man schon relativ früh vom Aufschwung der deutschen Geschichtsschreibung Notiz. Friedrich Christoph Schlossers „Universalhistorische Übersicht der alten Welt und ihrer Cultur“ (1826–1834) wurde bereits ab 1828 von Philippe de Colbéry übersetzt. Niebuhrs „Römische Geschichte“ (1811–1832), ebenfalls von Colbéry übersetzt, erschien in sieben Bänden zwischen 1830 und 1840, beides übrigens beim Straßburger Verleger Levraut, der im deutsch-französischen Wissenstransfer damals eine bedeutende Rolle spielte⁸. Gerade Niebuhr, dessen Infragestellung der in Frankreich für das Antike-Bild immer noch maßgebenden lateinischen Historiografie-Tradition gewissermaßen „ans Eingemachte ging“, erregte Aufmerksamkeit. Michelet setzte sich sofort damit auseinander, schon ab 1830⁹. Edgar Quinet, der selbst Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ übersetzte – allerdings aus dem Englischen, bevor er den Text dann am deutschen Original überprüfte –, hat Schlosser und Niebuhr persönlich

5 1843 bereits in der 12. Auflage. Vgl. CHARLE 1983 [939], S. 152 und LYONS 1983 [960], S. 372–373.

6 KARLA 2014 [796], S. 237–256.

7 Die Erscheinungsjahre betreffen die ersten drei Bände.

8 BARBIER 1979 [921].

9 MONOD 1875 [100], S. 25–26, 32.

gekannt und während seines Aufenthalts in Heidelberg rezipiert¹⁰. Georg Heinrich Pertz' „Geschichte der Merowingischen Hausmeier“ (1819) wurde 1827 übersetzt, Rankes „Fürsten und Völker von Süd-Europa“ (1827–1836) zwischen 1839 und 1848. Das „Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Colonieen“ (1827) des Göttinger Historikers A. H. L. Heerens wurde 1836 von Alexandre Pierre Thurot ins Französische übersetzt und erschien bei Firmin Didot.

Aber das waren nur die Spitzen des Eisbergs. Auf breiter Ebene wuchs das Interesse an den Ergebnissen deutscher historiografischer Arbeiten, wobei Vermittlern wie Karl Benedikt Hase oder Georg Depping eine wichtige Rolle zukam. Auch auf dem Gebiet der Archäologie kam es bald zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen französischen und deutschen Gelehrten, etwa zwischen Désiré Raoul-Rochette und Karl Otfried Müller¹¹, die sich fortan weiterentwickelte und später in Mommsens Mitgliedschaft an der französischen Akademie der Wissenschaften gipfeln sollte¹².

Zivilgesellschaft und Geschichtskulturen

Während auf die Beziehungen zwischen französischen und deutschen Historikern noch zurückzukommen sein wird, sind hier zunächst die institutionellen und gesellschaftlichen Umstände der jeweiligen Geschichtskulturen etwas genauer in den Blick zu nehmen. Frankreich und die deutschen Staaten waren wie ganz Europa von der Welle der Historisierung erfasst. Der sich allmählich durchsetzende neue Umgang mit der Geschichte schlug sich nicht nur in den Lehrplänen der Schulen, in der Schaffung von Lehrstühlen, Seminaren und Fachzeitschriften nieder. Er umfasste auch die Errichtung beziehungsweise Neuordnung von Archiven, in welchen das Material gesammelt, konserviert und klassifiziert wurde. Zu diesem Vorgang gehörte die Ausbildung des nötigen Personals, das die Codices, Akten und Handschriften lesen und interpretieren konnte. In Frankreich gründete man 1821 dafür die *École des chartes*, die nach einer kurzen Anfangsphase allerdings erst 1829 ihren eigentlichen Betrieb aufnehmen konnte¹³. Bei ihrer Gründung spielten innerfranzösische Argumente die Hauptrolle, besonders die Notwendigkeit, das durch die Revolution aus geistlichem und aristokratischem Besitz in staatliche Hände übergegangene Material zu retten. Allerdings hatte man dabei auch einen Seitenblick auf die Situation in Deutschland geworfen. Dort hatte sich 1819 nach langwierigen Verhandlungen unter dem Patronat des Freiherrn vom Stein

10 PÉNISSON 1988 [803].

11 GRAN-AYMERICH 2011 [847].

12 BOUREL 1990 [770].

13 LENIAUD 1993 [801].

die *Monumenta Germaniae historica* als historische Gesellschaft konstituiert mit dem Ziel, die in den europäischen Archiven verstreuten Quellen zur deutschen Geschichte zu sammeln und herauszugeben¹⁴. In der Pariser Königlichen Bibliothek arbeitete ab 1821 ein Dutzend junger Philologen unter der Leitung von Matthäus Färber und Andreas von Merian intensiv an der Kollationierung von Handschriften für die *Monumenta*, was vor Ort nicht unbemerkt blieb¹⁵. Das französische Pendant zu den *Monumenta* war die von dem Unterrichtsminister (und Historiker) Guizot 1834 eingesetzte *Société de l'histoire de France*, die ab 1835 ihre Quellensammlung unter dem Titel „*Collection des documents inédits sur l'histoire de la France*“ herausgab¹⁶. Sie erreichte indessen nie die Ausmaße und die Systematik der *Monumenta*, wohl auch, weil der nationale und der zivilgesellschaftliche Impetus nicht im gleichen Maße vorhanden waren. Zudem fehlte in Frankreich damals die entsprechende philologische Tradition, der sich die deutschen Universitäten verschrieben hatten. Ein weiterer Unterschied schließlich ist hinsichtlich der Regionalgeschichte zu beobachten. In Frankreich lag diese Branche weitgehend in den Händen der Provinzakademien und kleinerer lokaler Vereine. Sie schaffte nirgendwo den Sprung in die Fakultäten und die nationalen Instanzen. In den Staaten des Deutschen Bundes hingegen besaß die Landesgeschichte eine eigene institutionelle Basis. Sie diente der Festigung und der historischen Grundlegung der Territorialstaaten, vor allem der größeren unter ihnen. Auch wenn es erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Schaffung eigener Lehrstühle kam, war die Landesgeschichte in zahlreichen Instituten und Zeitschriften sowie in größeren historischen Gesellschaften organisiert¹⁷.

Dabei spielten insbesondere die ab Beginn des 19. Jahrhunderts gegründeten und oftmals von den Landesstaaten unterstützten Geschichtsvereine eine wichtige Rolle. Sie schlossen sich 1852 zu einem Dachverband zusammen, dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine¹⁸. Wie im Fall des parallel gegründeten Germanischen Nationalmuseums¹⁹ brachte das patriotische Nationalgefühl die Vereine dazu, die landesspezifischen Aktivitäten in einer national ausgerichteten Organisation zu bündeln und zu koordinieren. Central-Verein (ein anderer zunächst gebrauchter, aber zugunsten des Gesamtvereins aufgebener Begriff) und Regionalvereine ergänzten sich gegenseitig. Alle waren regional-spezifisch ausgerichtet, und alle waren zugleich „deutsch“. Das vom Gesamtverein herausgegebene „*Korrespondenzblatt*“ entwickelte sich schnell zum Forum des

14 BRESSLAU 1921 [771].

15 Ebd., S. 86–88.

16 Zu Guizots institutioneller Leistung als Planer der Geschichtsschreibung vgl. CARBONNEL 1976 [777]; GERSON 2004 [786] sowie vor allem THEIS 1986 [817] und THEIS 2008 [818], S. 294–338.

17 RUTZ 2018 [810], mit weiterführender Literatur.

18 WENDEHORST 2002 [820]; CLEMENS 2004 [778].

19 BREUER, HOLTZ, KAHL 2015 [904]. Vgl. auch hier *infra* S. 196 f.

„wissenschaftlichen Verkehrs“ (so in der Probenummer 1) der Mitglieder. Die landesgeschichtliche Diskussion strukturierte sich flächendeckend. Gleichzeitig wurde die ältere Lokal- und Heimatforschergeneration durch die professionellen Archivare verdrängt, welche nach und nach die Hauptlast der Arbeiten trugen²⁰.

Ein anderer Schauplatz der sich formierenden Geschichtskulturen waren die Denkmäler. In Berlin hatte der Maler und Architekt Karl Friedrich Schinkel von 1818 bis 1821 auf dem Kreuzberg ein erstes abstraktes Nationaldenkmal errichtet, mit dem an die Toten der sogenannten Befreiungskriege erinnert werden sollte. Mit der Inschrift „Den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung“ wurde dem Totengedenken am Denkmal selbst eine zentrale Rolle bei der Vermittlung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugeschrieben²¹. Parallel erfolgte eine „Auslagerung“ der abstrakten, nicht figurativen Denkmäler aus der Stadt in die Natur. Die überaus reiche Geschichte der Nationaldenkmäler und ihrer Semantik im 19. Jahrhundert, von Koselleck als Moralisierung und Funktionalisierung analysiert²², beinhaltet auch eigene deutsch-französische Verflechtungen. Das zeigt sich besonders am Verhältnis des Hermannsdenkmals auf dem Grotenberg bei Detmold zum Vercingetorix-Denkmal bei Clermont-Ferrand²³. Die Zündung ging in diesem Fall eher von der deutschen Seite aus. Noch unter dem Eindruck der antinapoleonischen Kriege hat sich im Rückgriff auf ältere historische Narrative in Deutschland ein neuer Hermann/Arminius-Mythos entwickelt²⁴, angefacht von den sogenannten „Teutomanen“ und der Turnerbewegung um Jahn. Literarisch wurde die Bewegung von den Liedern Ernst Moritz Arndts und Christian Dietrich Grabbes Tragödie „Die Hermannsschlacht“ (1838) gestützt. Der Cheruskerfürst Arminius, der im Jahre 9 n. Chr. ein römisches Heer unter Varus geschlagen hatte, wurde in Anspielung auf den Krieg gegen Napoleons Frankreich als „Befreier Deutschlands“ gefeiert, wobei man die Formulierung des Tacitus, der den historischen Sachverhalt überliefert hatte, vom *liberator Germaniae*²⁵ aufgriff und adaptierte. Der Münchener Bildhauer Ernst von Bandel plante ab Ende der 1820er-Jahre, ein Hermannsdenkmal zu errichten. 1836 wählte er den Grotenberg im Teutoburger Wald bei Detmold als Standort aus, in der vermuteten Nähe der historischen Schlacht des Arminius gegen die römischen Legionen²⁶. Bandel gründete 1837 in Detmold einen Verein, der

20 WENDEHORST 2002 [820], S. 14–15.

21 NIPPERDEY 1968 [538]; KOSELLECK 1979 [526], S. 268.

22 KOSELLECK 1979 [526], im Gefolge von KOSELLECK 1959 [339] und der daran anschließenden Diskussion.

23 TACKE 1995 [815].

24 WINKLER 2015 [824].

25 In Tacitus' „Annales“ (Zweites Buch, § 87).

26 Damals dachte man, die Schlacht habe im Teutoburger Wald stattgefunden. Heute ist man nach eindeutigen archäologischen Befunden der Ansicht, die Schlacht habe sich weiter im Osten abgespielt, auf dem Gebiet des Dorfs Kalkriese bei Osnabrück.

das Denkmal finanzieren sollte und zu einer nationalen Subskription aufrief, nach dem Vorbild des im selben Jahr errichteten Gutenberg-Denkmal in Mainz. Bald zählte der Denkmalsverein in den Ländern des Deutschen Bundes 27 Zweigvereine. Über 17 000 Spender wurden zwischen 1838 und 1843 registriert, in der Mehrheit aus den verschiedenen Teilen des Bürgertums²⁷. Das gesamte damals erbrachte Spendenaufkommen stammte zu mehr als drei Vierteln von der Bevölkerung, ein knappes Viertel von den regierenden Häusern der Staaten. Es war also eine primär bürgerliche Initiative, zudem damals noch zumindest teilweise mit einem national-demokratischen Impetus – sollte doch in Hermann der Verteidiger der Freiheit und der Einiger der germanischen Stämme gefeiert werden. Er sei, so sagte Bandel in seiner Festrede bei der Schließung des Grundsteingewölbes 1841, der „Retter und Gründer“ und deshalb auch der „Träger und Repräsentant der deutschen Nationalität“²⁸. Zugleich ist die antifranzösische Stoßrichtung unverkennbar, zumal während der durch die Rheinkrise aufgeheizten Atmosphäre der Jahre 1840/41: So wie Arminius seinerzeit die germanische Freiheit gegen die römische Unterdrückung verteidigt habe, so hätten sich 1813 die in einer Völkerschlacht vereinigten Deutschen vom napoleonischen Joch befreit. Darum sei Hermann ein „Mahnzeichen der Einigkeit aller deutschen Stämme“²⁹, die unabdingbare Voraussetzung für den angestrebten zukünftigen Nationalstaat. Das drohend erhobene Schwert der Hermann-Statue ist nach Westen, d. h. gegen Frankreich gerichtet. Der Bau des Denkmals geriet indessen in den 1840er-Jahren ins Stocken, parallel zum Kölner Dombau, und wurde 1846 vorerst eingestellt. Erst in den 1860er-Jahren, nach der Schillerfeier, wuchs das nationalpolitische Interesse wieder, und eine neue Spendenaktion wurde 1862 eingeleitet. Doch die endgültige Fertigstellung des 57 Meter hohen Monumentalbaus zog sich weiter erheblich hin. Das Denkmal konnte erst nach der Gründung des Kaiserreichs unter der Beteiligung von Geldern sowohl des Reichstags als auch aus der Privatschatulle Wilhelms I. 1875 nach 47-jähriger Bauzeit eingeweiht werden. Ernst von Bandel konnte die Einweihungsfestivitäten gerade noch erleben, bevor er ein Jahr später starb. Inzwischen hatte der Deutsch-Französische Krieg den Erinnerungskontext verändert, und das Denkmal konnte retrospektiv einen dreifachen Sieg evozieren, den von Arminius gegen Rom, den gegen Napoleon und den über das zweite französische Kaiserreich Napoleons III. Aus dem „Mahnzeichen“ der Grundlegungsphase war ein Siegesdenkmal geworden.

Das französische Gegenstück³⁰ zur Detmolder Monumentalstatue stellen die Vercingetorix-Denkmal in Burgund und in der Auvergne dar. Das von Napoleon III. in Auftrag gegebene und 1865 eingeweihte Denkmal in der Nähe

27 Genaue Zahlen sowie geografische und soziale Aufschlüsselung bei TACKE 1995 [815], Anhang.

28 Zitiert bei NIPPERDEY 1968 [538], S. 569.

29 Ebd.

30 REDDÉ 2008 [806].

des Ortes der historischen Schlacht von Alesia, bei der die Gallier unter Führung von Vercingetorix von den römischen Truppen Cäsars besiegt worden waren, ist erheblich kleiner als das deutsche Pendant (insgesamt knapp 14 Meter), doch in seiner Aufstellung und Formensprache Bandels Projekt deutlich nachempfunden. Auf dem vom Architekten und Kunsthistoriker Eugène Viollet-le-Duc konzipierten Sockel ist die französische Fassung eines Auszugs aus der von Cäsar in seinem „De Bello Gallico“ (VII,29) überlieferten Rede wiedergegeben, die Vercingetorix am Tag der Schlacht gehalten haben soll: „La Gaule unie, formant une seule nation, animée d'un seul esprit, peut défier l'univers“. Das Schwert der von Millet gestalteten Bronzestatue zeigt, im Gegensatz zu Bandels Arminius, nach unten, da das Denkmal ja eine Niederlage erinnern sollte. Vercingetorix' Gesicht soll demjenigen Napoleons III. nachempfunden sein.

Die Wiederentdeckung der keltisch-gallischen Vergangenheit in Frankreich hatte bereits mit der Revolution eingesetzt³¹. Sie lieferte eine Alternative zur Vergangenheitskonstruktion der Monarchie, welche sich auf die Taufe des Frankenkönigs Clovis und die Rolle Frankreichs als *filie aînée de l'Église* zurückführte³². Zudem wurde in der Revolutionszeit das gallische Erbe als Kern des französischen Volkes gegen die sich von den germanischen Franken und der fränkischen Eroberung ableitende Aristokratie mobilisiert, die sich damals in neuen Koalitionskriegen gegen das revolutionäre Frankreich zusammengeschlossen hätte. Die alte, im Gefolge von Henry de Boulainvilliers im frühen 18. Jahrhundert angestoßene und von Gabriel Bonnot de Mably weitergeführte Debatte um den Ursprung der Nation zwischen *Noblesse* und *Tiers État*³³ wurde aktualisiert. Doch im Gegensatz zur germanischen Vergangenheitskonstruktion in Deutschland schien die Lage in Frankreich weniger klar. Einerseits berief man sich, gerade erneut in der Revolutionszeit und im Empire, auf die klassisch-römische – je nachdem republikanische oder auch imperiale – Genealogie, eine Form von ideologischer Umkehrung der monarchistischen Version des Ancien Régime. Andererseits etablierte man eine ethnische Kontinuität zwischen den von den Römern unterworfenen keltischen Galliern und den modernen Franzosen. Die Römer hätten den Galliern zwar die lateinische Sprache und Kultur gebracht, aber die ethnische Substanz, und damit auch der Grundcharakter des französischen Volkes seien gallisch geblieben. Damit wurde eine Art von Kontinuität postuliert, ähnlich der germanischen Kontinuität in Deutschland, für die man dort Tacitus bemüht hatte³⁴. Seit der Wiederentdeckung von dessen Schrift über die Germanen, genannt „Germania“, im späten 15. Jahrhundert hatten viele Gelehrte, Schriftsteller und Künstler die Deutschen als Nachfahren der von Tacitus im 1. Jahrhundert geschilderten Germanen gesehen.

31 Weitere Literatur bei Tacke 1995 [815], S. 346–365.

32 Geary 1988 [510] und 2002 [511]; Werner 1989 [556].

33 Furet, Ozouf 1979 [783].

34 Werner 2001 [558].

Wie in Deutschland wurde dieser Rückgriff auf eine nationale Antike durch die Aneignung der mittelalterlichen Vergangenheit vorbereitet, man ging nun einfach noch eine Stufe weiter zurück. Parallel zu dieser historischen Verortung vollzog sich eine geografische Verortung im Territorium des damaligen Frankreich, an der die sich in dieser Zeit rasant entwickelnde Archäologie einen wichtigen Anteil hatte³⁵. Napoleon III., der selbst an einer Cäsar-Biografie arbeitete³⁶, war von Ausgrabungen fasziniert. Er initiierte 1861 die beiden Ausgrabungsstätten bei Alesia³⁷ und auf dem Plateau de Gergovie in der Nähe von Clermont-Ferrand³⁸ und besuchte die Orte persönlich, woran in Gergovie noch heute eine Gedenksäule erinnert. Auf dem Plateau von Gergovie, wo im Unterschied zu Alesia eines Sieges gedacht werden konnte, wurde 1902 ein weiteres Vercingetorix-Denkmal eingeweiht, diesmal eine abstrakte, dreisäulige Kuppellaterne. In der Provinz Akademie von Clermont-Ferrand wurde schon seit den 1840er-Jahren über ein derartiges Denkmal diskutiert. Daneben gab es in Clermont-Ferrand einen städtischen Honorationsverein, der ein Reiterstandbild in der Stadt plante, dessen Fertigstellung sich allerdings bis zum Jahre 1903 hinzog³⁹. Die Konsolidierung des Vercingetorix als nationaler Held erfolgte somit erst in der Dritten Republik. Nunmehr hielt er, unter dem Magistrat des Historikers Ernest Lavisse, den Einzug in die Lehrpläne und Schulbücher, aus denen die Kinder lernten, dass sie die Nachfahren von „nos ancêtres les Gaulois“ waren⁴⁰. In der Auvergne selbst behielten Vercingetorix-Denkmäler und -mythos neben dem nationalen zugleich einen starken regionalen Bezug: die Auvergne als Kernland und das Zentralmassiv als Kerngebirge Frankreichs. Einen solchen Regionalbezug konnte man ebenso beim Hermannsdenkmal in Detmold-Lippe beobachten, er war dort aber weniger stark ausgeprägt.

Doch die Berufung auf die gallische Vergangenheit besaß lange Zeit eine gewisse Doppelbödigkeit. Einerseits stellte sich Frankreich als römisches Land mit seiner Religion, seiner Sprache und Literatur, seinem Rechtssystem, seiner rationalen Raumplanung und seiner klassizistischen Architektur in die römische Tradition. Andererseits machte es den Widerstand gegen Rom, den rebellischen Geist, die Gegenwehr gegen jede Invasion von außen zu einer zentralen Konstante seines Selbstverständnisses. Die Ambivalenzen dieser Doppelbeziehung, die in dieser Form nicht in Deutschland existierte, zeigten sich in mannigfachen Details der französischen Kultur des 19. Jahrhunderts. Das Musée des antiquités nationales von Saint-Germain-en-Laye, ursprünglich als Foyer der keltisch-gallischen Vergangenheitskonstruktion konzipiert, sammelte zusehends nur noch Zeugnisse römischer Kultur in Gallien, wobei Gallien selbst ja ein römischer Begriff und die

35 SCHNAPP ³2020 [811]; SCHNAPP 2001 [812]; SCHNAPP 2008 [813].

36 Erschienen in zwei Bänden 1865.

37 BUCHSENSCHUTZ, SCHNAPP 1992 [773].

38 GUICHARD 2001 [791].

39 Hierzu ausführlich TACKE 1995 [815], S. 244–285.

40 BRUNEAUX 2008 [772].

Zusammenfassung der keltischen Stämme als Gallier eigentlich eine römische Erfindung war. Die von Michelet eingeführte und im 19. Jahrhundert geläufig gewordene Wortschöpfung *gallo-romain* vermischt ethnische, kulturelle und politische Formen der Identifizierung. Die damit aufgeworfenen Probleme von Akkulturation und Assimilation, kultureller Eigenständigkeit und Hybridisierung waren immens, ganz abgesehen davon, dass die regionalen Unterschiede innerhalb der drei politischen Entitäten beziehungsweise Verwaltungseinheiten der römischen Zeit Gallia Lugdunensis, Aquitania und Belgica, zu denen noch die schon vor der Eroberung durch Cäsar geschaffene Gallia Narbonnensis hinzuzurechnen ist, verwischt wurden. Die klassischen, im 19. Jahrhundert populär gewordenen Filiationskonstruktionen von den Galliern zu den Franzosen und von den Germanen zu den Deutschen verliefen zwar parallel und beeinflussten sich wechselseitig, wiesen in ihrer Struktur jedoch einige wesentliche Unterschiede auf.⁴¹

Wissenschaftliche Gemeinsamkeiten und politische Parteinahmen

Kehren wir im letzten Teil dieses Kapitels noch einmal zu den Beziehungen zwischen deutschen und französischen Historikern zurück. Sie durchliefen während der Jahrzehnte von 1840 bis 1870 (und danach) einen beträchtlichen Wandel. Nach der oben skizzierten Phase bis in die 1840er-Jahre setzte nach 1848 ein breiteres Interesse für die wechselseitigen Forschungen ein. Das gilt besonders auf französischer Seite. Ein Brückenglied zwischen den 1830er- und 1860er-Jahren bildet die von Gert Krumeich detailliert erforschte *Jeanne-d'Arc-Historiographie*⁴². Sie wurde damals zum Schauplatz einer erbitterten Fehde zwischen den liberal-republikanischen (Michelet, Henri Martin) und den katholisch-royalistischen Historikern (Henri Wallon, Prosper Guéranger), die ihrerseits einen mächtigen Fürsprecher in Gestalt des Bischofs von Orléans Monseigneur Dupanloup fanden. Auf der einen Seite stand das Bild eines Mädchens aus dem Volk, das vom König und seinen Ratgebern verraten worden und dessen revolutionäre Tatkraft, Inbegriff der nationalen Idee, an den Ränken des Hofes gescheitert sei; auf der anderen Seite stand die fromme Seele, deren Motivation rein religiös gewesen sei und die das Volk mit dem König habe versöhnen wollen. Welche Beziehung zu Deutschland? Der Münchner Historiker Guido Görres, Sohn von Joseph Görres, hatte bereits 1834 eine *Jeanne-d'Arc-Biografie* vorgelegt⁴³. Er kam 1839 nach Paris, um die noch weitgehend unveröffentlichten Prozessakten in der Bibliothèque Royale zu transkribieren und sie als Anhang zu einer Neuauflage seines Buchs zu veröffentlichen. Die Société de l'histoire de France hatte von dem

41 Vgl. REDDÉ, SCHNURBEIN 2008 [806]; WERNER 2001 [558].

42 KRUMEICH 1989 [800]. Vgl. auch WINOCK 1992 [825].

43 GÖRRES 1834 [62].

Vorhaben Wind bekommen und beschloss 1840 in einem Schnellverfahren, einen französischen Gelehrten mit dem Projekt einer Quelledition zu beauftragen. „Il serait au contraire très convenable que la France ne se laissât pas enlever l'honneur d'une publication qui intéresse à un si haut degré la gloire nationale“, sagte der Direktor der École des chartes in der Sitzung des Verwaltungsrats der Société vom 6. April 1840⁴⁴. Der junge Absolvent der École des chartes Jules Quichérat trieb das Vorhaben zügig voran und konnte bereits im Jahr darauf den ersten Band vorlegen⁴⁵. Doch der aus nationalem Interesse ausgeschaltete Konkurrent sollte noch später eine Rolle spielen. Denn als sich Monseigneur Dupanloup 1855 in die Diskussion einschaltete, stützte er sich in seinen Verweisen und Zitaten ausschließlich auf die 1843 erschienene französische Übersetzung von Görres' Biografie. Er hatte zudem den Autor bereits 1842 in Rom kennengelernt. So ergab sich eine Art transnationale Allianz der katholischen Johanna-Interpretation.

Dies war umso bedeutungsvoller, als sich in den 1850er- und 1860er-Jahren die allgemeine historiografische Diskussion in Frankreich weiter polarisierte, auch hier wieder mit einer besonderen deutsch-französischen Komponente. Eine Gruppe von inzwischen philologisch besser geschulten jungen, legitimistisch gesinnten und der katholischen Kirche nahestehenden Historikern rief nach 1850 zum Kampf gegen die Liberalen auf. Diese hätten sich, nach Meinung ihrer Gegner, während der Julimonarchie und der Revolution von 1848/49 nicht nur politisch kompromittiert, sie hätten auch historisch nicht sauber gearbeitet. Das gehört zur Apanage des – in diesem Fall ideologieübergreifenden – französischen Positivismus. Nunmehr sollte auch in der Geschichte der *esprit scientifique* vorherrschen. Der Historiker hatte sich an die Regeln der neuen Wissenschaft zu halten, d. h. in diesem Fall Quellenbefund und Quellenkritik. Das alles wurde unter dem Stichwort der *érudition française*, der französischen Gelehrsamkeit, zusammengefasst, als deren Väter und Garanten die Benediktiner gesehen wurden⁴⁶ und als deren würdige Nachfolger sich nunmehr vor allem die Absolventen der École des chartes positionierten. Sie machten sich die Prinzipien der „Kritik“ und der „Objektivität“ zu eigen, gegen welche die großen Historiker der ersten Jahrhunderthälfte verstoßen hätten. Dabei beriefen sie sich auf die französischen Traditionen, nicht etwa auf deutsche. Im Jahre 1866 gründeten sie eine Fachzeitschrift, die „Revue des questions historiques“. Als deren Ziel bezeichnete der Herausgeber Gaston de Beaucourt, der schon im Streit um Jeanne d'Arc mit seinen royalistischen Positionen hervorgetreten war, im ersten Satz der ersten Nummer die „historische Revision“, der die gesamte Geschichte Frankreichs zu unterziehen sei⁴⁷. Als bevorzugte Arbeitsgebiete wurden die Geschichte

44 Zitiert bei KRUMEICH 1989 [800], S. 87.

45 Die insgesamt fünfbandige Edition erschien in den Jahren 1841–1849. QUICHÉRAT 1841–1849 [118].

46 BRUNETIÈRE 1879 [37].

47 BEAUCOURT 1866 [55], S. 1.

der Kirche und der Könige bezeichnet. Die Irrtümer und Fälschungen der romantisch-liberalen Historiographie seien richtigzustellen, im Dienste der ganzen und einzigen Wahrheit⁴⁸. Über die Revolution und ihre Folgen wurde dagegen eine Art Quarantäne verhängt, da sie in die zeitgenössischen Parteikämpfe hineinreiche und deshalb wissenschaftlicher Objektivität nicht zugänglich sei.

Diese Positionierung erklärt sich aus der historiographischen Situation in den 1860er-Jahren, die sich in der Tat zu wandeln begann. Auf der Seite der liberalen Historiker war in der Nachfolge von Thierry, Michelet und Quinet eine neue Generation herangewachsen, die ihrerseits die Entwicklung an den deutschen Universitäten aufmerksam rezipiert hatte. Charakteristisch für sie wurde das Bündnis mit den Philologen, die schon seit längerem mit der Entwicklung der philologischen Fächer in Deutschland befasst waren und denen von dorthier die enge Verbindung von Geschichte und Philologie – hier verstanden als allgemeine Kulturwissenschaft der vergangenen Zeiten⁴⁹ – vertraut war. Zu den französischen Mentoren dieser Generation zählten Ernest Renan und insbesondere der Althistoriker Auguste Geffroy, der selbst Deutschland bereist und in dortigen Bibliotheken gearbeitet hatte und 1862 Direktor der École normale supérieure geworden war. Die ENS wurde ihrerseits zu einer Pflanzschule dieser jungen Historiker⁵⁰.

Ihr bedeutendster Repräsentant war zweifellos Gabriel Monod. Er hatte zehn Jahre nach Michel Bréal und Gaston Paris in Deutschland studiert⁵¹. In Berlin hatte er bei Ranke gehört, aber es war vor allem die prägende Erfahrung des bei Georg Waitz in Göttingen verbrachten Studienjahrs 1867/68, das seine Sicht vorbildlicher historischer Forschung bestimmen sollte. Das betraf zum einen die „historische Methode“, eine Kombination von strenger interner und externer Quellenkritik, fußend auf Textkritik und Vergleichen mit Dokumenten aus einem ähnlichen Entstehungszusammenhang. Diese Hervorhebung der Methode wurde zum Zentrum der Schule, die sich später unter dem Leitbild der *histoire méthodique* versammelte⁵². Aber die Berufung auf Waitz betraf – und dies war der andere Punkt – auch die wissenschaftlich-pädagogische Praxis. Das Göttinger Seminar von Waitz, das dieser dort in seinem Privathaus abhielt⁵³, wurde zum Modell der *conférence*⁵⁴,

48 Ebd., S. 10.

49 WERNER 2006 [822].

50 Neben Monod studierten damals an der ENS Ernest Lavisse, Albert Duruy – ein Sohn des Ministers – und Félix Alcan, der später einen bekannten wissenschaftlichen Verlag gründete.

51 STÖCKEL 2015 [814], S. 104–117.

52 Vor allem unter Lavisse. Vgl. DUMOULIN 2012 [780]; GARCIA 2013 [784].

53 Im Rückblick urteilte Monod über das Seminar: „On sortait de ces leçons non seulement plus instruit, non seulement avec les idées plus claires et l'esprit mieux ordonné, mais avec plus d'amour et de respect pour la vérité et la science, avec la conscience du prix qu'elles coûtent et la résolution de travailler pour elles“, MONOD, THÉVENIN 1886 [102], S. 383.

54 Das Wort *conférence* wurde offenbar deshalb als Entsprechung zu „Seminar“ gewählt, weil die wörtliche Übersetzung *séminaire* damals noch in die geistlich-theologische Ausbildung hineinwies, was die überzeugten Laizisten Monod, Bréal und Paris vermeiden wollten. Vgl.

die Monod 1868/69 an der École pratique des hautes études einrichtete und die ebenfalls zunächst in Monods Wohnung stattfand. Die fünf bis sieben Studenten versammelten sich um einen ausgesuchten Gegenstand – hier die Quellen zur merowingischen Geschichte –, von dem jeder einen einzelnen Aspekt bearbeiten sollte. Das war das Prinzip des gemeinsamen Lernens durch selbstständige Forschungsarbeit. Die in seiner *conférence* erarbeiteten Forschungen publizierte Monod folgerichtig in einer Art Sammelband mit Verweis auf den substanziellen Beitrag der Studenten⁵⁵. Monod gelang es auch, bereits 1871 einen zweiten Historiker an die École des hautes études berufen zu lassen, der ebenfalls bei Waitz in Göttingen studiert hatte und wie er selbst von dessen Unterrichtsmethoden begeistert war, Marcel Thévenin⁵⁶. Mit dem jungen Straßburger Historiker Rodolphe Reuss, einem weiteren Schüler von Waitz und engem Mitarbeiter der „Revue critique“⁵⁷, bildete das Trio den Kern der neuen historischen Seminarpädagogik.

Monods Orientierung auf die deutschen Universitätsverhältnisse blieb auch nach dem Deutsch-Französischen Krieg eine Konstante seines Wirkens. 1876 gründete er, nach dem Vorbild der „Historischen Zeitschrift“, die „Revue historique“, welche die zentrale wissenschaftliche Plattform seiner Schule wurde. In seinem programmatischen Einführungsartikel unterstrich er nicht nur einmal mehr den Modellcharakter der deutschen Geschichtswissenschaft und ihre international herausragende Stellung, deren Grund er insbesondere in der Studienorganisation der Universitäten und ihrer dezentralen, die Emulation fördernden Verteilung sah. Er nahm dabei auch Stellung gegen die konservativ-royalistischen Historiker der „Revue des questions historiques“ in Frankreich, denen er vorwarf, sie wollten mit ihren Arbeiten „gewisse politische und religiöse Ideen“ verteidigen⁵⁸. Damit verrieten sie das Ideal der Unparteilichkeit, das die „reine“ Wissenschaft regiere⁵⁹. Mit dieser Stellungnahme griff Monod die Konfrontationslinien der 1860er-Jahre wieder auf. Sie bestärkte nicht nur die Opposition gegen die konservativen Absoluten der École des chartes, sondern brachte ihn auch in Gegenstellung zu

WERNER 1995 [766]. In einem Brief an Alfred Maury, Direktor des Kaiserlichen Archivs und Leiter der vierten Sektion der École des hautes études, erklärt Monod, seine *conférence* entspreche in etwa dem, was man in Deutschland ein Seminarium nenne, vgl. Brief vom 20.3.1869, zitiert bei STÖCKEL 2015 [814], S. 112 („qui répond à peu près à ce qu'on appelle en Allemagne un Seminarium“).

55 „Tous les élèves prenaient part à ce travail. Chacun se chargeait d'en étudier un point spécial, et rendait compte dans nos réunions hebdomadaires du résultat de ses recherches, qui était aussitôt discuté et commenté par le répétiteur et par les autres membres de la conférence“, MONOD 1872 [101], S. 1.

56 Vgl. PERROT 1925 [804]; STÖCKEL 2015 [814], S. 114, 117.

57 Vgl. Kapitel „Hochschule, Wissenschaften und Bildungssystem“.

58 MONOD 1876 [99], besonders S. 28–29, 36.

59 S. auch das „Avant-propos“ zur ersten Nummer der „Revue historique“, in dem die Herausgeber betonten, sie wollten die Geschichte für die Geschichte betreiben, und es ablehnten, aus ihr eine Kampfzunge zur Vertretung irgendwelcher Parteiinteressen zu machen.

angesehenen Historikern wie Fustel de Coulanges, der Monods Wertschätzung der deutschen Geschichtswissenschaft ablehnte und mit dem er in den 1880er-Jahren einen großen Methodenstreit entfachen sollte⁶⁰. Die Historiker um Monod spielten in der Reformdebatte um das Hochschulsystem vor und nach 1870 mit den Philologen eine bedeutende Rolle⁶¹. Für Monod war der Krieg eine deprimierende Erfahrung, zumal er selbst von nationalistischen Anfeindungen nicht unverschont blieb. Doch sein wissenschaftliches Koordinatensystem blieb intakt, da es universalistisch ausgerichtet war und die Tagespolitik generell auszugrenzen versuchte.

Das hier entworfene Bild der Beziehungen zwischen deutscher und französischer Geschichtsforschung bliebe unvollständig ohne die Erwähnung der besonderen Rolle Theodor Mommsens, der ein wichtiges und aufschlussreiches Zwischenglied im Intensivierungsprozess der Beziehungen zwischen deutschen und französischen Historikern darstellte. Er hatte bereits 1844 Paris besucht und in den 1850er-Jahren, als er sein „Corpus Inscriptionum Latinarum“ lancierte, vielfache Beziehungen mit französischen Kollegen entwickelt, die an dem großen Kollektivwerk der Sammlung lateinischer Inschriften mitarbeiteten. 1860 wurde er ausländisches korrespondierendes Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres. Er genoss auch großes Ansehen beim Amateurarchäologen Napoleon III., der ihn in den Tuileries empfing, und verfügte über ein ganzes Netz von französischen Korrespondenten⁶². Hortense Cornu, die Ziehschwester des Kaisers, welche die archäologischen Arbeiten im Hintergrund mitorganisierte, unterhielt ihrerseits gute Beziehungen zu deutschen Gelehrten⁶³. Sie war nicht nur eine gute Bekannte des Mainzer Archäologen Lindenschmit, der, wie an anderer Stelle vermerkt, die Konzeption des Musée des antiquités nationales in Saint-Germain-en-Laye erarbeitet hatte⁶⁴, sie schätzte auch Mommsen und warb für ihn mit Erfolg beim Kaiser. Die beiden ersten Bände von Mommsens „Römischer Geschichte“ wurden schon 1863 und 1864 übersetzt, neun Jahre nach ihrem Erscheinen in Deutschland. In seiner Rezension noch aus demselben Jahre 1864 würdigte der junge Gaston Paris das Werk als eine der größten historischen Produktionen des Jahrhunderts, das strenge Wissenschaftlichkeit und präziseste Detailkenntnis mit lebendiger, einem großen Publikum vermittelbarer Darstellung verbinde⁶⁵. Noch enthusiastischer äußerte sich Edmond Scherer in „Le Temps“, wo er Mommsen bescheinigte, mit seinem Buch, das er für ein Jahrhundertwerk hielt, eine neue

60 HARTOG 1989 [793], S. 120–155; STÖCKEL 2015 [814], S. 151–160.

61 Vgl. Kapitel „Hochschule, Wissenschaften und Bildungssystem“.

62 GRAN-AYMERICH 2008 [789]; GRAN-AYMERICH 2012 [848].

63 HASE 2000 [794].

64 Vgl. Kapitel „Ausstellungen und Museen“.

65 PARIS 1864 [112].

Art, Geschichte zu schreiben, eröffnet zu haben. Diese werde von nun an die Historiografie bestimmen⁶⁶.

Umso heftiger – und zum Teil widersprüchlicher – waren die französischen Reaktionen auf Mommsens offene Briefe an die Italiener vom August 1870, in denen er sie zum Bündnis mit den deutschen Einheitsbestrebungen aufrief und unter anderem auch die Eingliederung des Elsass und des deutschsprachigen Teils von Lothringen in den künftigen deutschen Nationalstaat forderte⁶⁷. An dieser Stelle wurden die deutschen und französischen Historiker wieder, aber umfassender noch als in den 1830er- und 1840er-Jahren, vom Konnex zwischen politischer Tagesaktualität, nationalem Denken und historischer Arbeit eingefangen. Gerade die Frage der Annexion von Elsass-Lothringen wurde zum Schlachtfeld verschiedener historischer Argumentationen. Für Mommsen war es fraglos, dass das Elsass sprachlich und kulturell zu Deutschland gehöre, die Elsässer und Lothringer östlich der Sprachgrenze seien ethnisch Deutsche und deshalb in dem entstehenden Nationalstaat an ihrem Platz. Fustel de Coulanges erwiderte, in Vorwegnahme von Renans bekannter Definition der Willens- beziehungsweise Staatsnation aus dem Jahr 1881, es seien weder Sprache noch Rasse, welche über die Nationszugehörigkeit entschieden, sondern die Willensäußerung der Bevölkerung. Eine andere Konfrontationslinie betraf die Geschichte der Eingliederung des Elsasses und Straßburgs in das französische Königreich während des 17. Jahrhunderts. Waren die Feldzüge Ludwigs XIV. im Osten brutale Eroberungskriege, deren Ergebnisse es wieder rückgängig zu machen gelte, oder regelkonforme Verteidigungspolitik, die inzwischen völkerrechtlich verbindlich geworden war⁶⁸? Wer waren die eigentlichen Invasoren, die französischen Truppen, die unter Louvois in die Pfalz einfielen, oder die preußischen, die unter Moltke Straßburg bombardierten, das Elsass besetzen und Paris belagerten⁶⁹? Die Öffentlichkeit beiderseits des Rheins diskutierte die entsprechenden Themen, in der Meinungsbildung berief man sich auf historische Autoritäten. So hat sich die Politik, ganz im Widerspruch zu dem von Monod und

66 „Si j'avais à désigner l'ouvrage historique de ce siècle qui peut passer pour le plus achevé, qui fait le plus d'honneur à la fois à l'érudition et à l'art modernes, je serais embarrassé, sans doute; mais je crois bien que je finirais par donner la palme à *L'Histoire Romaine* de M. Théodore Mommsen. Ce livre réunit la science la plus rare et la plus sûre, le sens politique, les vues du philosophe, un talent d'exposition, enfin, qui satisfait l'esprit par une clarté parfaite et le stimule par des rapprochements aussi imprévus qu'instructifs. L'ouvrage de M. Mommsen n'est pas seulement un brillant produit de la science allemande, il marque une époque nouvelle dans la manière d'écrire l'histoire. [...] ce chef d'œuvre de l'historiographie contemporaine.“ SCHERER 1863 [125], in Teilen zitiert bei JEANBLANC 1994 [953], S. 147–148.

67 Vgl. UNGERN-STERNBERG 1997 [819] sowie zuletzt JURT 2014 [525], S. 210–218.

68 Auf der deutschen Seite Raumer, auf der französischen etwa Geffroy, Renan, Gaston Boissier. Zur Flut der Artikel in Frankreich vgl. WERNER 1995 [557] sowie insgesamt JURT 2014 [525].

69 FUSTEL DE COULANGES 1871 [59].

Waitz verfochtenen Ideal der Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Tagespolitik, in die konkrete Arbeit der Historiker eingemischt, was allerdings angesichts der engen Verbindung von Geschichte und *nation building* im 19. Jahrhundert keine Überraschung darstellt. Trotz der politischen Verwerfungen hat der Krieg indessen die Beziehungen zwischen französischen und deutschen Historikern keineswegs nachhaltig gestört. Sie haben sich im Gegenteil in den nächsten Jahrzehnten bis zum Ersten Weltkrieg stark intensiviert. Doch mit der Erwähnung dieser Vorgänge sind wir bereits weit über unseren Berichtszeitraum hinausgegangen. Sie werden im siebten Band der Deutsch-Französischen Geschichte behandelt⁷⁰.

70 KÖNIG, JULIEN 2019 [297], S. 42–44, 124–135.